

(Nachdruck verboten.)

68)

Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Philipp machte einen schwachen Versuch, zu lachen, und sagte, daß er noch immer Kopfschmerzen hätte. Sie waren jetzt mitten auf dem steilen Hügel, der sich nach Greeba hinzieht. Auf der Straße vor ihnen wirbelte dichter Staub, die Straße hinter ihnen glich dem Schweife eines Kometen.

„Schade, daß ein so hübscher Bursche sich ins Unglück stürzen soll. Mir gefällt der Schlingel. Er hat es mir allem Manne gleich angethan und mein Herz mit Gewalt in Beschlag genommen. Es ist eine wahre Freude, solchen starken, treuherzigen Menschen zu sehen; man denkt unwillkürlich: „Gott sei Dank, auch ich bin ein Manksmann!“ Obendrein hat er diesmal recht, der Gouverneur mag sagen, was er will. Und der Gouverneur weiß das wohl — deshalb ist ihm daran gelegen, daß Sie fort bleiben. Die Keys kann er leicht ins Bockshorn jagen, und was die Ratsherren betrifft — Du liebe Zeit! Wir leben von unserm Gehalt und müssen schon nach seiner Pfeife tanzen. Aber mit Ihnen ist es etwas ganz andres. Außerdem ist der Mann Ihr Verwandter, und man kämpft doch nicht gegen sein eignes Fleisch und Blut, auch wenn es nur . . . Aber was ist das?“

Ein Gallo hatte sich hinter ihnen erhoben; die Wagenreihe wand sich wie eine lange Schlange näher der Hecke zu, und durch den grauen Staub schoß ein großer bedeckter Karren mit der Schnelligkeit einer Feuerspritze an ihnen vorüber. Der Kanzleidirektor richtete sich kerzengerade auf.

„Aber, was in aller Welt . . .“

„Es ist ein Ambulanzwagen,“ sagte Philipp, die Zähne aufeinander beißend.

Einen Augenblick später galoppierte ein zweiter Wagen, dann ein dritter und vierter vorbei.

„Wahrhaftig, bei meiner Ehre . . . Ah, guten Tag, Doktor. Guten Tag, guten Tag!“

Der Kanzleidirektor hatte mehrere Bekannte auf den Wagen gesehen und erwiderte ihre Grüße. Als sie vorüber waren, blickte er erst Philipp an, dann rief er: „Kutscher, umkehren! Wir wollen wieder nach Hause — mag kommen, was da will.“

„Wir können hier nicht umwenden, Herr,“ sagte der Kutscher. „Die Wagen kommen in so dichter Masse wie ein Bienenschwarm. Wir müssen jedenfalls bis Lynwald hinaus.“

„Fahr zu!“ rief Philipp mit entschlossener Stimme.

Nach einer Weile sagte der Kanzleidirektor: „Hören Sie, Christian, die Angelegenheit ist nicht wichtig genug, daß Sie sich deshalb in Angelegenheiten stürzen sollten. Schließlich ist der Gouverneur doch der Gouverneur. Außerdem hat er sich Ihnen gegenüber stets freundlich erwiesen.“

Philipp war mitten im Fegeseuer, und sein alter Lehrherr schürte die Glut noch von allen Seiten. Sie näherten sich jetzt Lynwald, das einem ungeheueren Feldlager glich, man konnte die Fahnen, die Zelte und das Menschengewühl sehen; das dumpfe Brausen der Menge klang wie das Rauschen des fernen Meeres.

X.

Der Lynwaldhügel ist der alte Versammlungsort der Volksvertretung von Man. Es ist ein freier grüner Platz inmitten der Insel, auf drei Seiten von Hügeln umschlossen, während auf der vierten sich eine breite Fläche zur Küste herabsenkt. Dieser grüne Platz hat die Gestalt einer Guitarre. In der Mitte befindet sich ein von einer niedrigen Mauer umschlossener Raum in Form eines Banjo. Am Ende desselben steht die Kirche; wo der runde Schallkasten ist, erhebt sich der Hügel, vier Kreise umfassend, von denen der höchste etwa sechs Schritt breit ist.

Der Wagen, in dem der Deemster mit dem Kanzleidirektor saß, fuhr an dem Westthor der Kirche vor; ein Polizeiwachmann öffnete den Schlag. Aus der Vorhalle tönte ihnen der Gesang entgegen.

Der Kanzleidirektor sah nach seiner Uhr. „Eine Viertelstunde zu spät,“ sagte er; „sollen wir eintreten, Euer Gnaden?“

„Lassen Sie uns lieber eine Rundfahrt über den Jahrmarkt machen,“ erwiderte Philipp.

Der Kutschenschlag wurde wieder geschlossen, und sie fuhren langsam über den Rasenplatz. Der Teil außerhalb der Mauer war mit Buden, Karren, Verkaufständen und Zelten bedeckt. Da sah man Marktschreier, die billige Uhren feilboten, Phrenologen mit zwei Stühlen, dicke Frauen, Zwerge, wandernde Spielleute, Hausierer, die mit Toffee *) in Blechkästen herumzogen. Auch ein paar Ochsen und Pferde standen da, mit Stricken angebunden, und wühlten mit den Hufen den Staub unter dem trockenen Rasen auf.

Es herrschte bereits ein dichtes Gedränge, das mit jedem Augenblick zunahm. Die Gesellschaftswagen kamen in großem Bogen vorgefahren, so daß die Leute auf beiden Seiten zurückweichen mußten. Aus einigen stiegen anständige Besucher aus, andre brachten eine wilde Rote mit.

Rings um den eingeschlossenen Raum war ein Regiment Soldaten mit Flinten und Bajonetten aufgestellt. Die den Berg hinaufführenden Stufen waren mit Winsen bestreut. Auf dem Gipfel standen zwei Armstühle unter einem Baldachin, der von einem in der Mitte aufgerichteten Fahnenmast niederhing. Diese Stühle waren noch leer und alle Zugänge zum Hügel, sowie dieser selbst, wurden frei gehalten.

Die Sonne stand hoch am Himmel, die Hitze war groß, die Luft drückend. Hin und wieder vermischten sich die Klänge vom Gottesdienst in der Kirche mit dem Knacken der Büchsen an den Schießständen und dem Geschwäh der Marktschreier. Endlich wurden noch andre Klänge vernehmbar, bedeutungsvollere Klänge — das Spiel der von fern heranziehenden Musikanten. Sie kamen von Süden und von Westen, aus der Richtung von Peel und aus der Gegend von Port St. Mary.

„Sie kommen,“ sagte der Kanzleidirektor; Philipp wandte den Kopf, um zu horchen, seine Lippen zuckten und sein Gesicht wurde noch bleicher.

Als die Musikanten sich näherten, hörten sie auf zu spielen. Gleich darauf kam aus dem Westen ein großer Zug von Männern schweigend herauf bis zum Saume des Hügels, wo sie in der Richtung abschwenkten, aus der die Männer vom Süden kamen. Sie zogen vier Mann hoch in Fischerjacken und langen Stiefeln einher und trugen keinerlei Waffen in den schweißigen braunen Händen. Ein stattlicher Bursche ging ihnen festen Schrittes voran. Es war Pete.

Philipp ertrug die Spannung nicht länger. Er stieg aus dem Wagen. Der Kanzleidirektor that dies ebenfalls und folgte ihm, als er mit schwankenden, unsicheren Schritten vorausging.

Unter einem großen Baume am Vereinigungspunkt dreier Straßen trafen die beiden Jüge der Fischer zusammen und bildeten eine gedrängte Masse. Um den Stamm des Baumes lief ein kleiner Erdwall; auf diesen stellte sich Pete, so daß er die andern um Kopfeshöhe überragte.

„Leute,“ redete er sie an. „Da drüben am Hügel stehen dreihundert bewaffnete Soldaten, von denen jeder zwanzig scharfe Patronen bei sich hat. Ihr kommt hierher zur Versammlung, weil Ihr ein Recht darauf habt. Geht friedlich hinauf, und wenn Ihr oben seid, so mischt Euch unter die Soldaten, auf jeden Mann kommen drei von Euch, zwei stellen sich auf beiden Seiten und einer hinter ihm auf. Dann werden die Wortführer eure Beschwerde vortragen. Wenn man sie anhört, so ist das alles, was Ihr wünschen könnt. Ist das aber nicht der Fall und wird Befehl erteilt, auf sie zu schießen, so werft Ihr, bevor es geschehen kann, alle dreihundert Mann der Länge lang rückwärts zu Boden und nehmt ihnen die Gewehre ab. Sonst aber thut ihnen nichts zu leide; die armen Soldaten folgen ja nur den Befehlen, die man ihnen giebt. Aber laßt Euch auch nichts von den Soldaten zu leide thun. Ihr seid hier, um euer Recht zu suchen, nicht um zu kämpfen. Greift Euch aber jemand an, so gebt ihm einen Denzettel, daß er den Tag, an dem er's gethan hat,

*) Ein hartes Raschwerk aus geschmolzenem Brauzucker und Butter.

nie wieder vergißt. Reißt alle Buben auf dem Markt nieder, wenn Ihr nichts Besseres finden könnt, Euch zu wehren. Und wenn Blut vergossen wird, so überlaßt mir den Mann, der es befohlen hat. — Jetzt, Jungens, geht hinaus und zeigt, daß Ihr Mannskämmer seid!“

Es folgte weder Zuruf noch Jubelgeschrei noch Händeklatschen. Nur abgedrochene Ausrufe und verworrenes Gemurmel.

„Kommen Sie,“ flüsterte der Kanzleidirektor, indem er mit seiner Hand Philipps bebenden Arm ergriff. „Der arme Teufel ahnt nicht, daß, wenn Blut vergossen wird, er der erste ist, welcher fällt.“

XI.

Eine dichte Menge umstand jetzt rings den Lynwaldhügel und drängte sich am Eingang der Umfriedigung. Bei den Klängen der Nationalhymne, welche die Regimentsmusik anstimmte, trat der Gouverneur aus der Kirche. Er hatte den dreieckigen Hut auf und den Degen an der Seite; das Staatschwert wurde aufgerichtet vor ihm her getragen. Mit den Keys, dem Rute und der Geistlichkeit stieg er zum Gipfel des Hügels hinauf. Hier setzte er sich auf einen der beiden Armstühle unter dem Baldachin, auf dem andern nahm der Bischof in seiner Amtstracht Platz. Ihr Gefolge kam hinter ihnen und verteilte sich oben auf dem Hügel ohne Rangordnung nach Belieben. Eine Anzahl Damen war in den Raum des obersten Kreises zugelassen worden. Sie standen mit offenen Sonnenschirmen hinter den Stühlen.

Es giebt Menschen, vor denen die dichteste Menge sich teilt und ihnen Platz macht. So hatte sich die Menge vor Philipp geteilt, um ihn durchzulassen. Als die Versammlung eben eröffnet werden sollte, erschien er mit seinem Begleiter am Fuße des Hügels. Hier wurde er von vielen erkannt; er erwiderte aber kaum ihren Gruß. Der Gouverneur verbeugte sich verbindlich gegen ihn, lächelte und winkte ihm, herauf zu kommen. Er stieg langsam empor, fast bei jedem Schritt zaudernd, wie ein Mensch, der zweifelhaft ist, ob er noch weiter gehen soll. Endlich stand er dem Gouverneur rechts zur Seite; aller Augen waren auf ihn gerichtet, denn der Günstling der Großen steht auch bei andern in Gunst. Da der Gouverneur und der Bischof saßen, überragte seine Gestalt alle übrigen auf dem Hügel. Das Volk konnte ihn allenthalben sehen, und er konnte das Volk sehen, wie es dicht gedrängt unten auf dem Rasen stand.

Das Geschäft der Versammlung begann. Es bestand in der öffentlichen Verkündung der Gesetze. Philipps älterer Amtsbruder, der alte Deemster mit dem vergnügten Gesicht, las die Gesetzesartikel in englischer Sprache vor. Dann fing der Kronbeamte des ersten Gerichtsbezirks an, dieselben Abschnitte auf manisch vorzutragen. Niemand verstand ihn, kaum daß jemand ihm zuhörte. Die Damen auf dem Hügel plauderten mit einander; die Keys und die Geistlichen standen beisammen und unterhielten sich; die Beamten des hohen Rats blickten auf die Menge hinab. Die Menge selbst aber, der die ihr unverständlichen Dinge höchst gleichgültig waren und die weder etwas zu hören noch zu sehen hatte, nahm ihre Lustbarkeit bei den Schaustellungen des Marktes wieder auf.

In dieser Versammlung von fünfzehntausend Menschen befanden sich jedoch drei Personen, welche dem Lauf der Begebenheiten mit fieberhaftem Interesse folgten. Die erste von ihnen war der Gouverneur, dessen ruheloze Augen mit fast wildem Feuer von einer Seite zur andern schweiften; die zweite war der Hauptmann des Regiments, der das Gesicht des Gouverneurs beobachtete und auf ein Zeichen zum Einschreiten wartete; die dritte war Philipp, der hinab in die Menge blickte und etwas sah, dessen Bedeutung nur ihm allein verständlich war.

Die Fischer stiegen ruhig hinauf, dreitausend Mann stark. Ein halbes Hundert stellte sich um den Pulverwagen. Der Schießbedarf war in ihrer Gewalt. Die übrigen drängten, stießen und bahnten sich mit den Ellenbogen ihren Weg durch das Volk, bis sie in gleicher Linie mit den Truppen waren. Ueberall, wo sich ein Rotrock befand, standen drei Fischerjacks und gewirkte Mützen dahinter.

Philipp sah dies alles von seinem erhöhten Standort auf dem Hügel. Sein Gesicht war totenblau, seine Augenlider bebten, seine Hand zuckte; wenn man ihn ansprach, antwortete er kaum; er war wie ein Mann, der mit sich selbst zu Rate geht, und fürchtet, jeder könne ihm seine verborgenen Gedanken im Gesichte lesen. Jetzt kämpfte er den letzten Verzweiflungskampf mit seiner Versuchung. Der entscheidende

Augenblick stand nahe bevor. Das Schicksal seines künftigen Lebens hing davon ab. Er dachte an Pete und an die Qual seines Zusammenseins mit ihm, an Räthes elendes Geschick, an sich selbst und die erbärmliche Doppelzüngigkeit, zu der er verurteilt war. Von alledem konnte er befreit werden — und wodurch? Er brauchte bloß unthätig zu bleiben, da er bereits seine Pflicht erfüllt hatte. Wenn es ihm gelang, sich selbst zu beherrschen, so war er erlöst aus dem qualvollen Zustand beständiger Unruhe und Wachsamkeit; alles war wieder sein — Frieden, Schlaf, die Liebe und Rätke!

Jemand hinter ihm machte jetzt eine Bemerkung. Es war nur ein heisiger Scherz; der Abkömmling eines spanischen Freibeuters, der ihn machte, galt als witziger Kopf. Verschiedene Damen fingen Philipps Blick auf, lächelten und verneigten sich vor ihm. Ein kleiner Mann, dessen schwarzbraunes Gesicht afrikanisches Blut verriet, wandte sich zu ihm und äußerte etwas über die sich immer mehr erweiternden Grenzen der Freiheit.

Der Kronbeamte war zu Ende, die amtliche Feier geschlossen, da entstand eine Bewegung — es war etwas vorgegangen, der Gouverneur hatte sich halb von seinem Sitze erhoben. Zwölf Männer in Wasserstiefeln und blauen Fischerjacks hatten die Linie der Wachen überschritten und standen halbwegs auf den Stufen zum Berg. Einer von ihnen fing an zu sprechen. Es war Pete.

„Herr Gouverneur,“ sagte er; doch der Hauptmann des Regiments war ihm im Augenblick dicht zur Seite und ein Haufen Soldaten umringte seine Begleiter. Die Fischer standen wie die Mauern und behaupteten ihren Platz; die Soldaten wichen zurück. „Herr Gouverneur,“ sagte Pete wieder, an die Mütze greifend.

Der Gouverneur rückte auf seinen Sitz hin und her. Er sah erst Pete an und dann den Hauptmann; schon war er im Begriff, seine Hand zu erheben, als sie plötzlich von einer Hand neben ihm zurückgehalten wurde und eine leise Stimme ihm ins Ohr flüsterte: „Um Gottes willen nicht.“

Es war Philipp. Der Gouverneur sah ihn bestürzt an. „Was soll das heißen?“

„Das soll heißen,“ erwiderte Philipp immer noch flüsternd, doch ungestüm und dringend, „daß es nur einen Weg giebt, der zurück ins Gouvernementshaus führt, und daß auch dieser versperrt ist, sobald Sie die Hand erheben. Es soll heißen, daß, wenn hier Blut fließt, Sie den Berg nicht lebend verlassen werden, daß Ihre dreihundert Soldaten gegen jene dreitausend Mann so wenig ausrichten können wie ein Duzend Rebhühner gegen einen Schwarm Krähen.“

Im nächsten Augenblick hatte er den Gouverneur verlassen und stand den Fischern gegenüber.

„Fischer,“ rief er, und erhob beide Hände, „verursacht heute hier keine Unruhe, keinen Aufstand, um Gotteswillen kein Blutvergießen. Hört mich an. Ich bin der Enkel eines Fischers und bin selbst ein Fischer gewesen. So lange ich lebe, steh' ich Euch treu zur Seite. Eure Rechte sollen auch meine Rechte sein, Eure Vergehen meine Vergehen und Eure Wege meine Wege sein.“

Dann, sich zurück zu dem Gouverneur wendend, verbeugte er sich tief und sagte mit ehrerbietigem Ausdruck:

„Excellenz, diese Leute haben nichts Uebles im Sinne; sie wünschen nur zu Ihnen zu sprechen, sie haben eine Bitte an Sie zu richten; sie werden sich treu dem Gesetz und friedfertig zeigen.“

(Fortsetzung folgt.)

Große Berliner Kunstausstellung.

I.

Einige tausend Werke zählt der Katalog der Großen Berliner Kunstausstellung am Lehrter Bahnhof auf, die sich in 44 Sälen mit verschiedenen Nebengelassen dem Beschauer präsentieren. Wenn schaudert nicht schon die Haut, bevor er daran geht, die Räume zu durchwandern! Hat er sich mal herangemacht, so ist er bald verwirrt und ermüdet. Wo soll er anfangen? Was ist betrachtenswert und was nicht? Ein Chaos von Farben und Sachen! Wenn er nun wieder draußen ist, hat er kaum viel mehr als den Eindruck von einem großen Jahrmart gewonnen. Das ist eben das allen Weltausstellungen anhaftende Merkmal, daß sie in erster Linie den Künstlern Gelegenheit verschaffen sollen, ihre Werke möglichst an den Mann zu bringen, aber der Kunst und dem Kunstkenner und Kunstgenießer selbst wenig zu nützen imstande sind. Beides in einem zu erreichen ist schlechterdings unmöglich. Gleichwohl bleibt der Ruf nach kleinen Ausstellungen doch

berechtig. Daß eine riesige Anhäufung von Kunstwerken nur Mittelgut und Verkaufsschund habe, daran glaubt man ja wohl nicht mehr. Aber die Masse erwäht eben die Suche nach dem wirklich Guten und Bedeutenden, weil dieses nicht selten darin erstickt wird. Ohne Frage birgt die „große“ Diesjährige so manche künstlerischen Perlen unmitteln vielen Durchsicht und noch mehr — Ritzsch. Nur daß jene, scheint mir, nachgerade um so schwerer vom Laten erkannt werden, weil in maltechnischer Hinsicht kaum mehr merkbare Unterschiede vorhanden sind, da selbst auch die „Alten“ modern „umgeleert“ haben und weil das Niveau sich gehoben hat. Zwar werden wir die einzelnen Nationen noch immer an ihrer Art und Weise, zu sehen, aufzufassen und zu malen, erkennen; und auch bei den Mächtigern, den Düsseldorfern, Weimaranern, Karlsruheern, Berlinern und allen sonstigen deutschen Landsmannschaften werden sich deren Schulprinzipien und traditionelle Eigenheiten noch zeigen. Dennoch dürfen die Auswirkungen der Fremdkunst auf die spezifisch deutsche Kunst nicht gelehrt werden. Sonach bietet beispielsweise die schottische Malweise wenig mehr, was nicht bei uns Deutschen vorhanden wäre.

Wenn es wahr ist, daß das Porträt die höchsten Probleme, nämlich die Menschendarstellung zu lösen hat, so gebührt ihm bei dieser Betrachtung wohl die erste Stelle. Stupende Leistungen, denen irgend welche monumentale Wirkung innewohnt, finden wir nun allerdings nicht. Unter den mehr oder minder lieblichen Bildnissen von Kommerzienräten, Exzellenzen und weiblichen Angehörigen des Geld- und Geburtsadels sind jene am wenigsten zu suchen. Denn hier ist der Wille des Auftraggebers die Hauptsache. Der Künstler muß einfach „schön“ und konventionell malen. Es darf ihm nicht darauf ankommen, etwas aus der darzustellenden Persönlichkeit herauszuholen, oder in sie hineinzulegen; dagegen muß er das Äußere hübsch herausputzen und sauber dekorieren. Beschauer also, die an Uniformierungskünften, an glattgelegten Gesichtern und am schillernden Silberglanz weißer Atlas- oder Seidengewänder, an Orden re. ihr Genüge haben, werden da Ausbeute genug machen. „Goskunst“, nicht viel mehr ist auch, was Billma Parlaggh im Kniestück des Reichskanzlers Grafen Bülow bietet. Der Gewalttätige sieht jovial drein, so, als habe er ein opulentes Zwedecken mit Sekt hinter sich und wolle nun eine geistreiche Sentenz aus Büchmanns „geflügeltten Worten“ vom Stapel lassen. Mit besseren, ja zum Teil sehr guten Porträts sind vertreten: Lenbach (Damenbildnis), Fritz Erler (Gerhard Hauptmann und Richard Strauh), Rudolf Wimmer, Richard Scholz (Dame), Sophie Kauer (Dame), Maria Müller (Dichterin Maria v. Ebner-Eichenbach), William Pope, Otto Geerte, Georg Fride, W. Hannemann, Herr. Albrecht, Bennewitz v. Soefen, Paul Kiehling (Anabe mit Geige), Eugen Schacher, Hans Wahl, Jef Leempoels, Ernst Hildebrand (Joseph Joachim und Paul Meyerheim), Hugo Vogel. Aber wie schon gesagt, wir erleben nicht allzuviel und nehmen wenig bleibende Eindrücke von den dargestellten Persönlichkeiten mit, es sei denn, diese seien uns als künstlerische Celebritäten schon bekannt gewesen.

Unter den Historienbildern nimmt jedenfalls das große Gemälde, welches den Exzessanten Krieger nebst den Mitgliedern des einstigen Rates von Transvaal darstellt, unser meistes Interesse in Anspruch, nicht so sehr hinsichtlich seiner malerischen Qualitäten, als viel mehr des rein Menschlichen wegen. Fritz Wiegand hat das Gruppenbild kurz vor Ausbruch des Krieges in Südafrika gemalt an Ort und Stelle. Schlichte, porträtgetreue, dabei ziemlich lebendige Wiedergabe ist dem Gemälde nicht abzuspochen. Für die Schlachtenbilder, welche Karl Veder, Friedrich Woldemar, Richard Knittel, Louis Koltz, A. v. Kossat lieferten, mag sich „begeistern“, wer will. Der ganze aufgebotene Krimbim an Helmentum, Monturen, Waffen, Orden, Fahnen ist doch nichts weiter als Pose, Aufschnaiderei, Phrasen und hat, wie kräftig auch die leuchtenden Farben verwendet wurden, blutwenig mit der Kunst zu schaffen. Unter den biblischen Bildern ragt „das Thal von Josaphat am Tage des jüngsten Gerichts“ des Spaniers Jofé Venllure hervor, aber doch mehr, weil es riesige Dimensionen hat. Im übrigen ist es ein Sammelsurium von ekstatisch sich gebendenden Figuren in der hohlen theatralischen Manier neuspanischer Schilderei und vermag kein besonderes Interesse abzurufen.

Mit den figurlichen und Genrebildern ist es so eine eigne Sache. Das alte Thema ist erschöpft. Stofflich was neues zu bieten, sind die meisten Maler zu bequem. Das bürgerliche Gesellschaftsleben bietet keine reizvollen Vorwürfe, die nicht schon früher behandelt worden sind, und ins eigentliche Arbeitervolk „hinab“ zu steigen, dafür mangelt es gemeinhin an Mut und Verständnis. Man bedient sich also der alten Requisiten, ohne sonderliche Vertiefung und glaubt, „Neues“ zu bieten, wenn man lediglich Farbenexperimente giebt. Gleichwohl ist das Genrebild reichlich vertreten, weil es immerhin die meisten Liebhaber findet. Die Niederländer und Belgier haben jedenfalls das Beste und das Kräftigste „Ein altes Lied“ von Karl Jacoby, in welchem der Liebe Lust und Leid dargestellt ist, vermag zu rühren. Die Tragik des Menschenlebens kommt ferner in Adolf Herings „De letzte Jung“ und Georg Lübrigs „Die beiden Alten“ ergreifend zum Ausdruck. Jenes Gemälde zeigt eine Mutter an der Bahre ihres letzten Sohnes, der, gleich den älteren „Jungs“, dem Schifferberuf zum Opfer gefallen ist; und das letztere Bild läßt uns das tiefste Bettlerelend an der Moldau sehen. Im allgemeinen aber gilt vom Ganzen das oben gesagte: alte bewährte Motive mit neuen Farbenexperimenten. Gute Interieurs sind dagegen sowohl bei den Niederländern, wie bei den Deutschen anzutreffen. Otto Goldmann (Unsern Mägen), Paul Höder (Gemütsleben), Romme Nissen sind da zu nennen.

An Darstellungen vollstlicher Arbeit ist eine erfreulich: Anzahl vorhanden. Liebevoller Beobachtung geht Hand in Hand mit sachlicher natürlicher und bescheider Wiedergabe. Felsig Eulenburgs hohelüber Schreiner zeigt freilich mehr den kleinen Handwerksmeister, der noch bei der Arbeit gemächlich seine Pfeife rauchen kann. Ob man aber so weniger Kraftanstrengung benötigt, als dieser da, erscheint doch zweifelhaft. Im Fabrikbetrieb ließe sich der Raum anders an. Johannes Ufer giebt ein sehr kräftiges Aquarell „Die Schmiede“. Wir sehen einen der Gesellen vor dem Feuer, in welches er Eisen gelegt, und zwei andre, die beim Ambos hantieren. Ein Karton von Arthur Kampf zu einem Wandgemälde im Kreishause zu Aachen veranschaulicht das Getriebe in einem Hüttenwerk. Die mit glühenden Erzblöden hantierenden Arbeitergestalten sind wundervoll gezeichnet. J. Bergmann zeigt einen Mann, der im schattigen bläulichen Morgendämmer vor Tag Schilf mäht; Ernst Henseler eine ungemein frühe „Geuernte“; Walthor Georgi Frauen bei Verladung von Kartoffeln auf dem Felde; Max Pieschmann einen Pflüger mit zwei Pferden, während schon im Thale drunten Nebel und Abenddämmerung liegen, noch bei emsiger Arbeit. Das Bild hat Kraft und „Erdrgeruch“. Nach gethanem Tagwerk, bei der Heimkehr vom Felde sehen wir auf einem Wilde von Franz Wilhelm Vogt zwei Männer: einen sorgenvollen und müden Alten, dem sein Sohn mit teilnahmvollem Blicke zur Seite geht. Wundervolle frühe Leuchtkraft strahlt das Bild vom Felde heimkehrender Mädchen des Italieners Antonio Rizzi aus. In eine Arbeiterstube läßt uns der „Feierabend“ von Ferdinand Friedrich Koch (Antwerpen) sehen. Die Frau säugt ein Kind, während ein andres zu Füßen des neben der Frau sitzenden Mannes am Boden spielt. Gerade dies kleine Bism ist in seinem ganzen naiven Gehaben mit unnachahmlicher Echtheit gegeben.

Auch die Plastik zeigt einige Arbeitergestalten. So hat Friedrich Neusch überlebensgroße Gipsmodelle eines Berg- und eines Hüttenmannes; Walthor Stephan einen Säemann aus der Zeit des großen Kartoffelens. Ueberhaupt findet sich unter der Masse skulptureller Werke manch' ausgezeichnetes Stück, gerade von deutschen Künstlern. Ich nenne hier die Bronzefigur eines verzweifelten Judas Ischariot von Berner Stein; G. v. Bochmanns lebenswahren „Abschied“: eine Gipsgruppe, welche Mutter und Sohn verlor, die sich trennen müssen; Alfred Raums Kolossalgruppe „Barbarenraube“; Leo Koch-Plaues zwei reizende, dort sich tagbalgende, hier einträchtig spielende Kindergruppen „Jungdeutschland im Kriege“ und im „Frieden“. Den menschenmordenden gierigen Krieg hat übrigens der Pariser Bildhauer Ringel in einem unheimlich faszinierenden Frauenkopfe verlor, dessen geierartiges Bild man nicht vergessen wird. Sein Landsmann Emanuel Frémiet bringt u. a. jene Bronzegruppe, die in Paris soviel Aufsehen hervorgerufen hat: Der Gorilla von Gabon eine Frau raubend und seinen Raub gegen seine Angreifer verteidigend. Sonst sind noch zu nennen: Die Marmorfigur eines jungen Mädchens von Wilhelm v. Kilmann, ein humorvoller Bläser vom Buchholzbrunnen zu Dortmund von Gerold Jernisch; ein Veethoven von Karl Seffner, Nathan der Weise von Adolf Zahn, das Marmorrelief „Mutter und Kind“ von Paul Veder. — Ernst Krowstki.

Kleines Feuilleton.

bt. „Weltall und Menschheit“. Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Völker. Herausgegeben von Hans Krämer. 100 Lieferungen a 0,60 M. Berlin. Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. — Das große Sammelwerk, von welchem die sieben ersten Lieferungen vor uns liegen, hat sich eine gewaltige Aufgabe gestellt: die Entwicklung der Erde, des Pflanzen- und Tierreiches sowie die allmählich fortschreitende Erkenntnis von dem Wirken der Naturkräfte und ihre immer weiter reichende Verwertung durch den Menschen in allgemein verständlicher Weise darzustellen.

Das Werk ist außerordentlich reich ausgestattet. So ist der ersten Lieferung eine Klappentafel beigelegt, welche auf 5 hinter einanderfolgenden farbigen Tafeln die Entstehung und den Verlauf eines Gewitters zeigen; die einzelnen Tafeln sind mit erklärenden Erläuterungen versehen. Im zweiten Heft findet sich der Ausbruch eines Geisers in ähnlicher Weise auf drei zusammenklappbaren farbigen Tafeln dargestellt, denen ebenfalls die Erklärungen, welche verschiedene Forscher für dies Phänomen geben, hinzugefügt sind. Ähnliche Tafeln sind noch mehreren Heften beigegeben, und weitere sollen noch folgen. Auch sonst ist der Bilderschemata ein überaus reiches, ja, wie mir scheinen will, vielleicht ein etwas zu reichliches. Der erste Abschnitt des Werkes, der von Prof. Sepper verfaßt ist, ist betitelt „Erforschung der Erdrinde“. Im ersten Kapitel: „Entstehung und Beschaffenheit der Erde“ werden im Fluge die Ansichten über die Entstehung unfres Planeten und im Zusammenhang damit über die Entstehung der Welt von dem grauesten Altertum an bis auf unsere Tage vorgeführt. Der Abschnitt ist außerordentlich reich mit bildlichen Darstellungen aus den Werken älterer und ältester Forscher durchsetzt, die ein anschauliches Bild von den uns fremdartig anmutenden Meinungen zu geben vermögen. Bei der kurzen historischen Erwähnung all dieser Ansichten ist es natürlich nicht möglich, eine Begründung derselben zu geben resp. sie mit dem Wissen ihrer Zeit im Zusammenhang zu bringen und aus demselben zu erklären oder zu begreifen. Deshalb gewinnt es fast den Anschein, als seien diese Anschauungen lediglich die Ausgeburt der frei waltenden Phantasie,

deren Willkür nur selten durch wissenschaftliche Erkenntnis gehemmt war, ein sicherlich nicht ganz zutreffendes Bild der älteren Forchtungsarbeit. Im nächsten Kapitel: „Vulkanismus und Gebirgsbildung“ wird näher auf die Entstehung der besonderen Gestaltung der Erdoberfläche, also auf die Entstehung der Gebirge und Festländer eingegangen. Auch hier zeigen zahlreiche Abbildungen aus älteren und ältesten Werken, wie man sich die Beschaffenheit der Vulkane und im Zusammenhang damit oft auch das Innere der Erde gedacht hat. Sehr interessant ist eine Beilage zum dritten Hest, die gestattet, auf einer einzigen Karte eine vergleichende Uebersicht über die sämtlichen hervorragenden Berggipfel der Welt sowie über die Länge der bekannteren Ströme und die Besiedelung ihrer Ufer zu geben. Die Tafel ist eine getreue Reproduktion aus einem 1825 erschienenen französischen Werke, so daß sie dem Stande des damaligen Wissens entspricht.

Gerade gegenwärtig ist das Interesse für vulkanische Erscheinungen ein besonders großes, was durch die Katastrophe auf Martinique leicht erklärlich ist. Auch diese neuesten Ereignisse sind bereits in das Bereich der Betrachtung gezogen; so ist der Mont Pelée und St. Pierre, wie sie sich vor dem Ausbruch vom 8. Mai dem Blick darstellten, abgebildet. Ebenso ist das Profil des Schauplatzes der Katastrophe gezeichnet, so daß man den unterirdischen Zusammenhang der vulkanischen Antiklinalgruppe gut verfolgen kann. Von besonderem Interesse ist in Hest 6 eine Erdkarte, die sämtliche vulkanischen Gebiete auf der Erde enthält und die Verteilung der Vulkane deutlich erkennen läßt.

Bei der umfassenden Anlage des Werkes ist es selbstverständlich, daß es nicht einen Verfasser hat; die verschiedenen Gebiete müssen vielmehr von verschiedenen Autoren behandelt werden. Die Einheitlichkeit der Darstellung wird darunter ja etwas leiden; andererseits sind für die einzelnen Gebiete Fachleute gewonnen, die ihre Befähigung zu leicht verständlicher Darstellung ihres Wissenszweiges und seiner Geschichte bereits mehrfach erfolgreich bewiesen haben. Beispielsweise wird der Entwicklungsgang der Technik vom Hofrat G. H. Th., die Erforschung des Weltalls von dem Direktor der Berliner Sternwarte, Prof. Förster, behandelt werden. Somit läßt sich für sehr große Teile des Werkes eine musterhafte Darstellung erwarten. Freilich ist der Preis von 60 M. für das ganze Werk, 60 Pf. für jedes Hest, für den Arbeiter, zumal in der gegenwärtigen schweren Zeit, etwas hoch; wer diesen Preis nicht scheut, erwirbt sicher ein Werk von bleibendem Werte.

k. Die Mohammedaner und die Cholera. Welche furchtbare Gefahr die Cholera gerade für ein Land wie Aegypten, dessen Eingeborene Mohammedaner sind, bedeutet, das schildert sehr anschaulich ein englischer Korrespondent. Der Muselman ist fatalistisch und haßt als solcher die Einmischung der Sanitätsbehörden. Lieber stirbt er in einer Ecke, als daß er sich durch Aerzte, Krankenhäuser und andre „englische Thorheiten“ tören läßt. „Ich sterbe“, konnte man von allen Seiten im September 1895 hören, und dann wankte ein großer Araber an die Wand und erwartete niedergehockt seinen Tod. Neben ihm pflegte ein Freund zu stehen, der trotz allem, was die Aerzte ihm gesagt hatten, keine Anstchtung fürchtete. „Dein Herz wagt nichts. Du wirst bald wieder wohl sein, Bruder. Ich möchte Dich nach der Moschee El Azhar nehmen, dort den Steinpfeiler zu ledern, oder die roten Steinwässer von El Hafine zu trinken. Wenn Allah will, heilen beide den gelben Wind (Cholera).“ Aber der Leidende kam sich nicht weiter bewegen und hat kaum Kraft genug, die stets bereite Zigarette zu rauchen. Und neben und um ihn atmen seine Fremde die mit Keimen angefüllte Luft ein. Trotzdem leisteten die in dieser Weise gehinderten ägyptischen Behörden Vorzügliches. Während der Epidemie von 1895 rekrutierten ihre Bemühungen wahrscheinlich 80 000 Leben. Fast 50 000 Eingeborene starben, und in der schlimmsten Zeit gab es täglich 50 Todesfälle. In Alexandria sagten die Aegyptier, daß ihnen gelbe Fächer auf das Gesicht geworfen würden, um sie bewußtlos zu machen, und daß die Opfer fortgetragen und nie wieder gesehen würden. Die Moslemm schreien vor den weißen Ärzten zurück und verbergen ihre an der Cholera erkrankten Verwandten unter Haufen von Durra und Korn. Leute in den letzten Zügen fand man in Oefen und Kleiderschränken verborgen, und auf den Dächern fand man Leichen mit Brennmaterial bedeckt. Ueberall herrschten höchst ungesunde Zustände. Die Kanäle waren und sind zum Teil noch mit Entwässerungsanlagen überschwemmt, und das Nilwasser, aus dem alles Trinkwasser kommt, ist verdorben. Jede Moschee hatte ein Abwaschungsbecken, in dem die Gläubigen sich vor dem Gebet den Mund wuschen. Mehrere Tausende gebrauchten diese „Medaßs“, ehe frisches Wasser hineinkam, und hunderte starben infolge dessen durch Anstchtung. Unter Leitung von Sir John Rogers brachte die Sanitätsabteilung 100 europäische Aerzte zusammen und baute Sammeldepots an allen offenen Plätzen um Kairo. Barackenlager schossen wie Pilze empor, Aerzte und Wärterinnen mit Ambulanzwagen gingen durch die Straßen und pflegten die Sterbenden, und in über 2000 Moscheen wurden die tobringenden „Medaßs“ durch Spunde ersetzt. Bis dahin hatten die Lebenden ihre Toten an den Thüren ihrer Wohnungen begraben, aber während der Epidemie wurden die an Cholera Gestorbenen von Regierungsbeamten auf einem öffentlichen Kirchhof draußen in der Wüste begraben. Man brachte 15 und 20 Leichen auf einem Wagen und beerdigte sie in ungelöschtem Kalk. Zuerst verstanden die Araber die europäischen Wärterinnen nicht, die in ihrer blauen Tracht auf den

Straßen die Leidenden pflegten. Aber als sie endlich die von diesen Frauen geleisteten Dienste erkannten, nahm ihr Vorurteil ab, und vielfach halfen sie ihnen nach besten Kräften. Das Regierungs-Krankenhaus Kasr-el-Ani ist gut eingerichtet, die Studenten werden gelehrt, die Kranken in den außenliegenden Krankenhäusern zu pflegen. Die eingeborenen Wärterinnen, die unter Anleitung englischer Schwestern im Harem des Gebäudes thätig sind, ziehen stets, dem Landesbrauch gemäß, bei der Annäherung des Arztes ihre Musselinscheier über das Gesicht.

— **Etwas vom Kaffee.** Der Europäer genießt seine Tasse Kaffee nach der herkömmlichen Zubereitung, er trinkt den Kaffee, gewisse Völker aber essen ihn, und von Anfang an ist der Kaffee wohl auch nur gegessen worden. Heutzutage, schreibt die „Kölnische Zeitung“, werden die Kaffeebohnen noch in Uganda gegessen. Andernorts verbraucht man aber auch die Schale der Kaffeebeere und die Blätter des Kaffeebaumes. Besonders letztere sind so reich an Kaffein, wie die Theeblätter an Thein. In Sumatra werden die Kaffeeblätter zu 1 Penny das Pfund verkauft, in Indien zu 2 Pence, die Verpackung einbezogen. Europäische Jungen wollen finden, daß die Kaffeeblätter nach Semes und nach Tabak schmecken. Mit Milch genossen, geben sie aber ein ganz erträgliches beruhigendes Getränk ab, ohne Milch wirkt dieser Abguss von Kaffeeblättern viel erregender auf das Nervensystem. Die Gallas in Abyssinien haben die Gewohnheit, die Kaffeebohnen mit der Fruchtschale zu kochen und sie mit Butter und Salz zu genießen. Auch in Oberägypten ist dieser Gebrauch verbreitet und die Soldaten ziehen diese Nahrung ihrer sonstigen Nahrung besonders bei großen Märschen vor. Die Einwohner von Jemen trocknen die Schale der Kaffeebeere und genießen die Abkochung davon, welche sie „Kicher“ nennen, in heißen Zustände. Das Getränk schmeckt süßlich, ist anregend und hat das Aroma des Kaffees. Daß man aus der Schale der Kaffeebeere auch Alkohol und Lilöre macht, ist bekannt.

Humoristisches.

— **Luftschifferlatein.** Luftschiffer: „Wir hatten absolut keinen Ballast mehr zum Auswerfen, sogar unsere Werkzeuge waren bereits über den Rand der Gondel geflogen, doch noch immer sank der Ballon. Da kam mir ein guter Gedanke. Mit einer Tauchenschere, die ich zufällig bei mir hatte, schnitt ich mir meinen prächtigen Vollbart ab und siehe da, der Ballon stieg rapid.“

— **Verlockend.** (Aus der Ankündigung einer Schmiere.) „Im dritten Akte findet ein großes Kaffeetränzchen statt; die verehrten Zuschauerinnen können mitklatschen!“

— **Immer schlagfertig.** Arzt (enttäuscht zu seiner Frau): „Zwei Stunden steht Du bei der Nachbarin und schwachst; es ist entsetzlich!“

Frau: „Oho, hast Du nicht auch Deine Sprechstunden?“ —
(„Meggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— „Der Liebesbrief meiner Köchin“ heißt ein neues Werk Manuel Schnitzers, das nächstens bei Hermann Seemann Nachf. in Leipzig erscheinen wird.

— **Eugen Panja** ist wieder für das Residenz-Theater engagiert worden.

— Die Schauspielerin **Tilly Traun**, die bei den Vorstellungen der „Freien Volksbühne“ mehrfach mitwirkte, ist für das Deutsche Theater in Cincinnati verpflichtet worden.

— **Theodor Vertram**, der gegenwärtig in größeren Rollen in Vapreuth auftritt, wurde auf drei Jahre an das Berliner Opernhaus engagiert.

— Die **Künstlerhaus-Ausstellung** (Velleuestraße 3) wird am 7. September neu eröffnet.

— **Preise von 1200 M., 900 M. und 600 M.** schreibt der Rat der Stadt Waagen für Fassaden-Entwürfe zwecks Erhaltung des historischen Gepräges der Stadt aus. Ankäufe nicht preisgekrönter Werke für je 300 M. sind gleichfalls in Aussicht genommen.

cc. **Riesenkrabben** von den Küsten Japans messen einen halben Meter, d. h. der Rumpf hat diese Länge, die Vorderbeine messen ebenfalls allein noch 1 1/2 Meter. Das ist jedoch nur die Größe der Durchschnittsexemplare, vereinzelte Exemplare dieser Tiere wachsen sich zu wahren Meerungeheuren aus. So hat jetzt zufolge einer Mitteilung des „Scientific American“ das naturhistorische Museum in Amerika eine solche Riesenkrabbe erworben, welche die ungeheure Länge von 3 Meter und 66 Centimeter hat. Dieses Museum ist überhaupt reich an riesenhaften Krebsstieren; so befindet sich dort ein Hummer von 1 Meter Länge, der doppelten Länge also des größten gewöhnlichen Hummers, dementsprechend sind auch die übrigen Dimensionen des Tieres, das seine 31 Pfund wiegt.

t. Ein großes **Spiegel-Fernrohr**, dessen Spiegel einen Durchmesser von 37 1/2 Zoll besitzt, ist auf Bestellung der Lid-Sternwarte soeben vollendet worden. Das Instrument ist dazu bestimmt, von der Mills-Expedition benutzt zu werden, die von der genannten Sternwarte nach Chile gesandt wird, um die Geschwindigkeit der südlichen Sterne in der Gesichtslinie festzustellen.